

Morris Galvagno

Der Suchende und der weise weiße Hund

Siehe den für das Buch erstellten
Trailer auf YouTube an:
<https://youtu.be/7zJCOGNIIBg>



2. Auflage

Copyright: © 2019 Morris Galvagno
Verlag und Druck: tredition GmbH,
Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg
978-3-7469-9326-3(Paperback)
978-3-7482-9932-5 (Hardcover)

Gewidmet meiner Mutter, die
mir mein einziges globales
Leben geschenkt hat.

Als Materie erschuf die Natur den Menschen,
geistig wird er allein von seinesgleichen
mit allen widersprüchlichen Lehren
und kulturellen Merkmalen geformt.

Autor

Morris Galvagno, ein Erdenbürger, zufälliger Geburtsort Italien/EU, kam als junger Mann nach Deutschland. Er wollte nur zwei Jahre im Ausland verbringen, um die fremde Welt kennenzulernen. Doch er blieb in Hamburg hängen, lernte Fremdsprachen, reiste zuerst durch Europa und dann durch die halbe Welt. Am Anfang für die Dauer einer gewöhnlichen Urlaubszeit von zwei bis vier Wochen, ferner durch gelegentliche Auszeiten vom Berufsleben bis zu einem Jahr lang.

Vorwort

Das Suchen beginnt bei den Menschen schon morgens nach dem Aufstehen – der eine sucht seine Brille, der andere seine Socken. Im Laufe des Lebens suchen sie dann nach Glück, Liebe, Arbeit oder Abenteuer. Doch es gibt auch Individuen, die nach Wahrheiten bzw. nach Werten suchen, für die im Laufe der Geschichte allerlei Leute verbissen gekämpft und getötet haben.

Gleichwohl: Gibt es überhaupt langfristige religiöse, politische und kulturelle Wahrheiten, für die es sich lohnen würde, zu kämpfen oder sogar das eigene, einzigartige Leben zu opfern?

Aus der Ferne glaubt man, Wasser in der Wüste gefunden zu haben. Wenn man aber den Standort wechselt oder später beim Sonnenuntergang zurückkehrt, dann stellt man fest, dass die Wahrheiten wie Fata Morganen von Ort und Zeit abhängig sind.

Der Autor sucht nach Antworten während der langen stillen Stunden vor dem Einschlafen im Zelt auf dem mühsamen Trekking um den Kailashberg in Tibet. Dabei nimmt er mit logischen Gedanken, Ironie und Ernsthaftigkeit Stellung zu manchen Themen wie: die Zerstörung der tibetischen Kultur, die Vorbilder, Religion, der Sinn des Lebens, Wiedergeburt und Tod sowie die Außerirdischen.

Meinungen, die manche zum Schmunzeln bringen und andere in Empörung versetzen. Doch bei dem Thema „Wiedergeburt und Tod“ gerät der Autor selbst zwischen Realität und Aberglauben in eine innere Zerrissenheit, die den Leser emotional mitreißt.

1. Die Reise nach Ali

August 2002. Es ist ein kalter Morgen auf dem Himalaja-Hochplateau. Ich bin in einem Bus, erschöpft in eine warme Decke gewickelt. Eine wüste, windige Berglandschaft rast an meinem Fenster vorbei. Träge nehme ich sie wahr, nicke mitunter wieder ein, als plötzlich ein lautes Pochen und erregte Stimmen an mein Ohr dringen. Vor Schreck zucke ich zusammen, bleibe achtsam. Dann eine scharfe Bremssung, quietschende Reifen und der Bus kommt rüttelnd zum Stehen.

Mein Schädel brummt von den schrillen Fahrgeräuschen der langen durchfahrenen Nächte und meine Augenlider fühlen sich bleischwer an, wie verklebt. Mit Mühe öffne ich sie, reibe sie mir – die Decke eines Raums erscheint. Das scheinbare Schlagen entpuppt sich bald als ein aufdringliches Klopfen an meiner Hotelzimmertür. Auf einem Bett ruhend stöhne ich leise vor mich hin und weigere mich, auf das wiederholte Anklopfen zu antworten.

Ohne Reisegenehmigung bin ich heute Morgen – nach einer viertägigen und drei nächtlichen Fahrt mit dem Bus von Lhasa aus – in Ali, der Hauptstadt Westtibets, angekommen.

Noch vom Schlaf befangen drehe ich mich auf die Seite und schleiche in meine Traumwelt zurück: Die weite Wildnis, die hohen Berge mit den schneeweissen Gipfeln; die Nomaden, die mit ihren Yaks – den zotteligen Rindern der Hochebene – durch das weite Land streifen und die Kailashregion sind kennzeichnend für Westtibet.

Einmal auf das Dach der Welt zu reisen, dazu ein Trekking um den heiligen Berg Kailash zu unternehmen, das war schon lange mein Traum.

Als ich mich eine Woche zuvor in Lhasa – der Hauptstadt Tibets – befunden hatte, hatte ich erfahren, dass Individualtouristen keine Chance hätten, ohne Genehmigung in das Westgebiet zu reisen.

Es hieß, dass es nur mit einer 14-Tage-Tour, bei der auch alle Formalitäten erledigt werden würden, überhaupt möglich sei, in jene ferne Region zu gelangen.

Es war ein grell sonniger Tag. Die Sonnenstrahlen auf dem Hochland blendeten dermaßen, dass man ohne dunkle Brille die Augen kaum offen halten konnte.

Ich saß auf der Terrasse eines Restaurants im Zentrum der Stadt mit einem bühnengerechten Blick auf den belebten Barkhor-Platz und den Hokhang-Tempel: eine bunte Menschenmenge aus nahen und fernen Regionen Tibets mit dunkelbraun gebrannten Gesichtern in ihren Volkstrachten aus dicken langen Gewändern, Wickelmänteln und hohen Fellmützen.

Ältere Pilger gingen bedächtig in gebeugter Hal-

tung, dabei drehten sie Gebetsmühlen in ihren Händen. Nomaden mit um den Kopf gewickelten Zöpfen und in dicken, um ihre Gewänder geschnürten Wickelmänteln aus Yakfell zeigten die vom harten Klima der Hochebene gegerbten Gesichter.

Und reizende schlanke Frauen, anmutig gekleidet in bodenlange Wickelkleider, die sie über Seidenblusen trugen, schlenderten herum. Sie machten Fotos, schlossen sich den Zuschauern um die von Künstlern vorgeführten Shows an oder blieben an den Verkaufsständen stehen, die alle Arten religiöser touristischer Artikel anboten.

Vor dem Tempel warfen sich zahlreiche Gläubige auf den Boden. Sie vollzogen buddhistische Rituale: Verneigungen mit gefalteten Händen und Niederwerfungen in voller Länge auf die Erde. Die breite Masse hingegen umkreiste in einer endlos laufenden Prozession die gesamte Tempelanlage.

Ich hatte das Schauspiel schon mehrmals in den letzten Tagen von der Terrasse beobachtet und es war nie langweilig gewesen.

Aber zu jener Mittagszeit vernahm ich nicht wie gewohnt das alltägliche Treiben auf dem Platz. An jenem Tag waren meine Augen auf den Mann mir gegenüber am Tisch gerichtet, einen um die 30 Jahre alten Rucksacktouristen aus England.

Er war mittelgroß, hatte schwarze Haare und trug einen kurzen Bart. Der Globetrotter war im Alleingang durch Westtibet gereist und erst am Tage zuvor in Lhasa angekommen.

Seine rot verbrannte Nase und die trockene Gesichtshaut spiegelten die Strapazen der langen Reise wider.

„Ich habe gehört, dass Individualtouristen nicht nach Westtibet fahren dürfen!“, wandte ich mich wissbegierig an ihn. „Wie konntest du ohne eine organisierte Tour nach Kailash kommen?“, fragte ich ihn schließlich und wartete gespannt auf sein Abenteuer.

Er erzählte, von der Stadt Kaschkar in Nordwestchina per Anhalter mit einem Lastwagen nach Ali in Westtibet gefahren zu sein.

Und das ohne eine Reisegenehmigung!

„Das war sehr gewagt von dir! Was wäre, wenn sie dich kontrolliert hätten?“, erkundigte ich mich.

„Dann wäre ich zurückgeschickt worden. Ich hätte das Geld für die Fahrt und über eine Woche Zeit verloren“, sagte er einfach so, als ob es sich um ein Spiel handelte.

An diesem Punkt war mein Interesse geweckt. Und ich wollte mehr von ihm erfahren, um selbst die Reise möglichst auf die gleiche Weise zu unternehmen. In Ali angekommen, berichtete er weiter, habe er sich sofort bei der Polizei gemeldet, um eine Aufenthalts-erlaubnis für die Region zu erhalten. Der Polizist habe ihm zuerst für seine gewagte Reise mit Gefängnis gedroht, später freilich von ihm nur eine Geldstrafe gefordert.

Geld! Das ist ein sehr wichtiger Faktor für Langzeit-reisende wie mich.

Ich hatte schon lange Touren von drei bis sechs Monaten unternommen; die hier sollte die längste werden: Ein ganzes Jahr wollte ich dieses Mal die Welt bereisen.

Und ich befürchtete, dass mein geplanter Trip zum Berg Kailash an den Kosten scheitern könnte. Ungeduldig stellte ich ihm die bedrückende Frage:

„Wie hoch war die Geldstrafe?“

„150 Yuan!“, erwiderte er.

Ich atmete erleichtert auf, weil bei einem Wechselkurs von acht Yuan für einen US-Dollar waren es ungefähr 19 Dollars und leicht zu verkraften.

Ergänzend bemerkte er, für die Ausstellung der Genehmigung 50 Yuan zusätzlich bezahlt zu haben. Dann ein paar Tage später hatte er eine weitere Fahrelegenheit mit einem anderen Lastwagen in die Kailashregion bekommen.

„Kannst du dir vorstellen, dass organisierte Gruppen mit Jeeps zusammen mit der Umrundung des Kailash gerade vier Tage Zeit hatten und darauf schon weiterfuhren? Für sich zu sein ist es viel besser. Man kann selbst bestimmen, wie lange man bleiben will“, begründete er überzeugend.

„Wie lange warst du insgesamt in der Region?“, wollte ich von ihm noch zum Schluss wissen.

„Einen Monat“, sagte er stolz.

Wohlgemerkt hatte er das geschafft, was die meisten Touristen nicht wagen würden: allein durch Westtibet zu reisen.

„Ja, so wie du möchtest ich es auch tun“, deutete ich zögernd an.

Und im selben Augenblick sah ich mich bereits in einem Bus sitzen, durch die Wildnis des Hochplateaus reisen, obwohl ich wusste, dass es ein Wagnis war und schwierig zu realisieren sein würde.

Nichtsdestotrotz erkundigte ich mich am nächsten Morgen im Hotel nach einer Fahrmöglichkeit zu der etwa 1.500 Kilometer entfernten Stadt Ali.

Es gab öffentliche Busse, die die Strecke zum Preis von 400 Yuan in vier Tagen zurücklegten.

„Haben Sie die Reiseerlaubnis für Westtibet?“, fragte mich der des Englischen kundige und sprachgewandte Mann an der Rezeption.

Er schien schon zu ahnen, dass ich keine besaß.

„Wenn Sie keine Genehmigung haben, dann ist es unmöglich, eine Fahrkarte zu bekommen, am Schalter müssen Sie eine vorzeigen“, klärt er mich auf und ließ meine Zuversicht schnell schrumpfen.

„Können Sie mir nicht eine Fahrkarte besorgen? Ich werde Ihnen 50 Yuan schenken!“, fragte ich ihn hoffnungsvoll und sah darin die letzte Chance, meinen Traum doch noch zu verwirklichen.

„Das lässt sich machen, es kostet aber viel mehr als der normale Preis. Sie reisen ohne Erlaubnis, folglich muss der Fahrer aufpassen, dass kein Polizist zur Kontrolle in den Bus einsteigt“, erklärte er mir.

Wahrscheinlich verlangt er extra Geld für alle, die mich auf der langen Reise übersehen müssten.

„Wie viel wird mich die Fahrkarte kosten?“, wollte ich endlich wissen.

„1.200 Yuan!“, antwortete er geradewegs.

„Waaas, 1.200 Yuan? Das ist der dreifache Preis, den die Chinesen zahlen“, erwiderte ich verblüfft. Zugleich war mir klar, dass man hier feilschen musste.

„600 Yuan“, war mein Gegenvorschlag.

„Nein, 1.000!“

„800“, war mein neues Angebot.

„1.000!“, wiederholte er zum zweiten Mal.

„900 und kein Yuan mehr!“, entgegnete ich.

Und schließlich einigten wir uns auf 950 Yuan.

Einerseits war ich entsetzt, andererseits war mir der überhöhte Preis recht. Denn wenn ich es bis Ali schaffte, würde mich mit der Geldstrafe plus Genehmigungsgebühr alles zusammen um die 1.200 Yuan kosten. Immer noch billiger als eine Tour, die mit Fahrt samt Formalitäten um die 5.600 Yuan kostet, und das auch nur für 14 Tage.

Der Bus, ein Schlafbus, war mit 24 doppelstöckigen Liegen in drei Reihen ausgestattet. Sie waren zwar nachts zum Schlafen bequem, aber unbehaglich tagsüber, wenn man sitzen wollte.

Die Mitfahrer waren chinesische Einwanderer, die nach Ali fuhren, und Mönche, die sich auf dem Weg zu ihren Klöstern in der fernen Region befanden.

„Wie viel du für Fahrkarte zahlen?“, fragte mich ein redefreudiger junger Mann in schwachem Englisch.

Ich gab die Frage gleich zurück, da ich zuerst wissen wollte, was er bezahlt hatte.

„400 Yuan“, antwortete er wie erwartet.

„Ich habe 500 bezahlt“, erwiderte ich und log bewusst, um nicht zu dumm dazustehen.

„Das Schweinerei“, äußerte er erbost, „du 100 Yuan mehr zahlen, sie Geld in Tasche stecken.“

Die Reise dauerte schon drei Tage. Und jedes Mal, wenn der Bus in Ortschaften anhielt, traute ich mich nicht auszusteigen, aus Angst davor, entdeckt und zurückgeschickt zu werden.

Die langweilige und oft anspannende Fahrt wurde bisweilen mit einem Blick auf eine traumhafte öde Berglandschaft belohnt, die wie ein Film an mir vorbeizog: eine steinige Wüste vor imponierendem Gebirge mit schneebedeckten Gipfeln, dazwischen Seen, die in der dünneren Luft beim Sonnenschein so blau wie der Himmel erschienen.

Nomaden, die in der Einöde lagerten, daneben andere, die mit beladenen Yaks liefen. Und gelegentlich entdeckte ich in der Ferne kleine einsame Lebewesen, die in dieser menschenfeindlichen Gegend herumstreichen: Wildhunde.

Ich hatte schon über ihre Aggressivität in manchen Büchern gelesen, hoffte also, nie nähere Bekanntschaft mit ihnen machen zu müssen.

Der Bus hielt in einem Dorf an.

Alle Fahrgäste stiegen aus, um sich die Beine zu vertreten, ich hingegen blieb wie immer auf meiner Liege am Fenster sitzen. Ein kurzer Blick hinaus und wie ein Alarmzeichen kribbelte es schon in meinem Bauch – ein Polizist sprach mit dem Fahrer, der auf einmal mit dem Finger in Richtung unseres Busses zeigte.

Das Schlimmste erwartend, streckte ich mich lang auf der Liege aus. Wie ein kleines Kind zog ich mir die Decke über den Kopf, um unsichtbar zu sein.

Wenig später vernahm ich Schritte, die näher kamen.

Dann ein ständiges Klopfen und überdies fremde Stimmen, die immer energischer wurden. Es hatte keinen Sinn mehr!

Ich war erwischt worden!

Das erkannte ich schließlich und dachte schon über die zu erwartenden Konsequenzen nach, als mir abrupt die Decke vom Gesicht weggerissen wurde.

Ich öffne die Augen, starre auf die Decke eines Zimmers. Bald wird mir bewusst, noch immer im Bett des Hotels in Ali zu sein. Ich hatte das alles geträumt.

In meinem Kopf summt weiterhin ein Motorgebräusch. Indessen vernehme ich überempfindlich das lästige Klopfen an meiner Tür wie Kanonendonner in den Ohren. In diesem Hotel kann einer wohl nicht in Ruhe schlafen, denke ich genervt. Gleichzeitig ertönen laute Worte aus meinem Mund in Richtung Tür.

„Verdamm! Wer ist da? Ich bin noch im Bett!“

„Polizei! Machen Sie endlich auf, wir wissen, dass Sie da sind!“, höre ich eine ungeduldige Stimme.

Polizei! Schon allein das Wort wirkt oft in der Fremde wie ein Elektroschock und man ist sofort auf der Hut. In meinem Falle ist es, als ob ich gerade einen starken italienischen Espresso getrunken hätte, und ich bin sofort hellwach. Was die Polizei wohl von mir will, frage ich mich beunruhigt.

Nachwort

Das im Buch erwähnte Trekking um den Kailashberg fand im August 2002 statt. Später in Mexiko, dachte ich oft über meine Erlebnisse während der Wanderung nach. Und als mir meine damalige Freundin für drei Wochen nach Mexiko-City nachflog, erzählte ich ihr von meiner emotionalen Bergwanderung in Tibet, und dass ich darüber ein Buch schreiben möchte. Sie ermutigte mich dazu, sagte, dass sie mir dabei helfen könne, da die deutsche Sprache nicht meine Muttersprache sei.

Und jeder, der in einer fremden Sprache schreibt, weiß, was ihm fehlt, um sich korrekt auszudrücken: Die Feinheiten, die einem richtig nur in der eigenen Muttersprache auffallen. Entsprechend macht mir meine Lektorin klar, dass ich nicht auf den Hund aufpassen, sondern mich vor ihm hüten soll und dass „schreiten“ nicht gleich „gehen“ ist. Und heute noch verdrehe ich Zahlen, wie ich eines Tages für ein telefonisch gebuchtes Zimmer statt 29 €, dann 92 € bezahlen musste.

Nach meiner Rückkehr im Juni 2003 in Hamburg fing ich an zu schreiben. Doch es fiel mir damals schwer, die Begegnung mit meiner verstorbenen Mutter zu schildern. Ständig hatte ich Tränen in den Augen. Schließlich legte ich das Manuskript zur Seite. Selten nahm ich es wieder zur Hand. Es blieb ein unfruchtbare, wenn auch lebendes Manuskript, das mich nun auf die nächsten Reisen begleiten sollte.

Die buddhistische Philosophie, die ich später während meiner Meditationskurse in Indien und Thailand lernte, Ereignisse wie in Mexiko-City in einem Restau-

rant und zuletzt 2016 auf den Philippinen „die singenden Hähne“, die mich morgens um 4 Uhr aufweckten, bereicherte es erheblich und trugen zur Gestaltung neuer Gedanken bei. Dann war es doch Zeit, es zu beenden und zu versuchen, daraus ein Buch zu machen. Inzwischen waren 10 Jahre vergangen. Ich hatte genug Abstand zu dem Erlebnis gewonnen, sodass ich nun in Ruhe die emotionalen Teile bearbeiten konnte. Doch das Manuskript atmete und wuchs weiter.

Selbst als ich es im Januar 2017 längst zum Lektorat geschickt hatte, kam mir beim Lesen über das Morden der Nazis in dem Buch „Der Pianist“ von Wladyslaw Szpilman ein letzter Gedanke, den ich schnell zu Papier brachte und nachträglich der Lektorin zuschickte.

Falls dieses Buch den geringsten Erfolg haben wird, werde ich die Fortsetzung dazu schreiben:

„Das Leben des Suchenden“.

Doch das Suchen beinhaltet auch Unruhe, geistige und körperliche Tätigkeit, verbunden mit Kämpfen mit sich selbst und dem Rest der Welt. Echter Frieden im Leben ist illusorisch, denn wenn das Suchen endet, endet das Leben. Dazu möchte ich einen Gedanken, den ich in dem Werk von Webb Miller „Ich fand keinen Frieden“ las, zitieren.

Der Spruch war persönlich auf ihn selbst bezogen, doch er könnte für alle Menschen dieser Welt gelten:

„Mir ist ein äußerst angespanntes, atemberaubendes und aufregendes Leben zuteil geworden, aber ich wünschte oft, ich hätte den Frieden von ‚Walden‘ (ein Buch von H.D. Thoreau über ein experimentelles Leben in den Wäldern) finden können.“